Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 37 (1947)
Heft: 17

Artikel: Ein Mann ohne Ehre [Fortsetzung]
Autor: Wenger, Lisa
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-642094

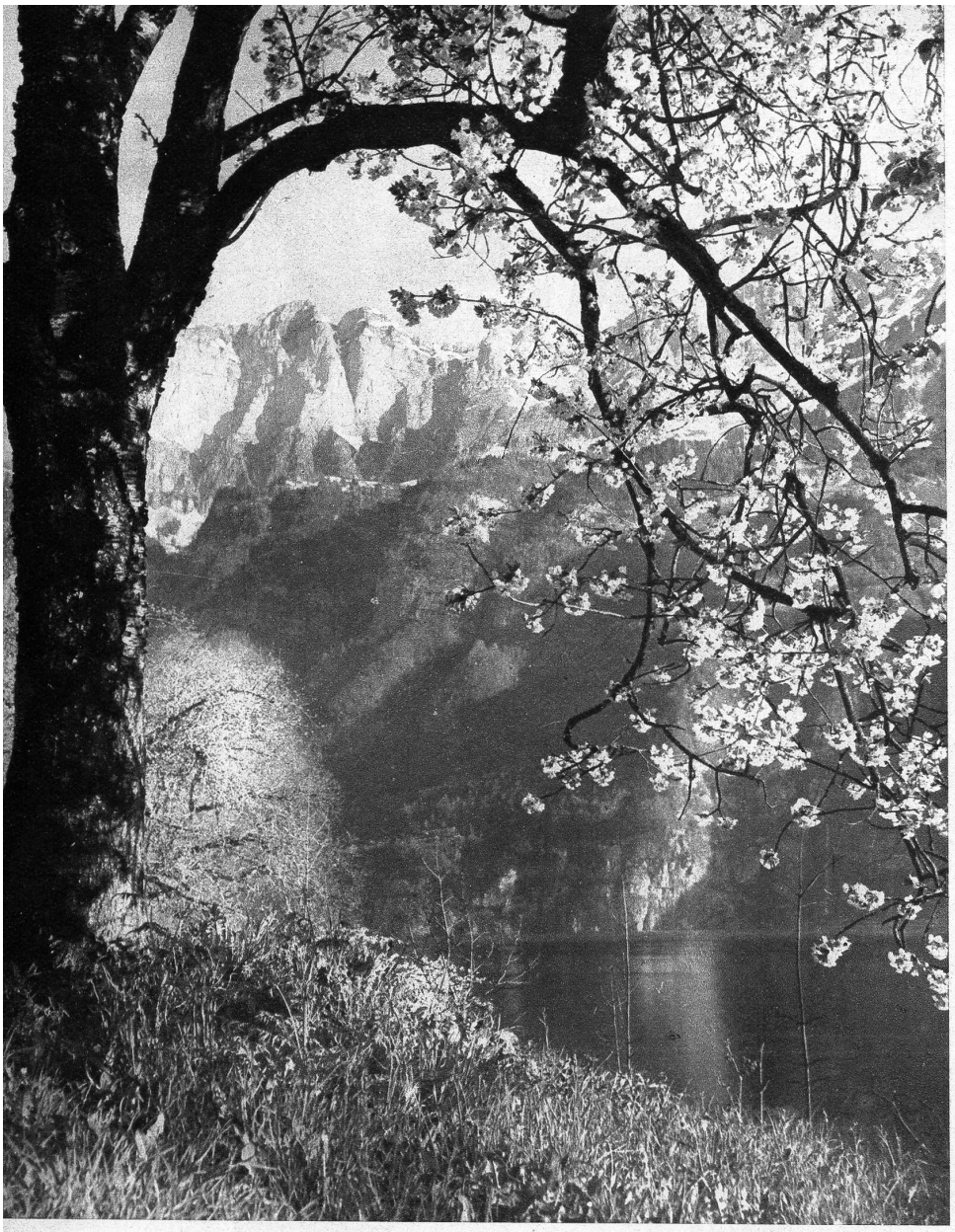
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Frühling am Wallensee (Photo O. Furter)

Nach dem ersten Gewitter

Von Alfred Fankhauser

Wieder dröhnt der festlichen Donner Rollen
durch die Nächte. Fern in den wolkigen Tiefen
zucken jähe Blitze. Der Winde Tollen
jagt nach den Bergen. Es schmelzen starre Stollen.
Süßes Erschrecken weckt die Wiesen, die schliefen.

Also war's in der Urzeit. Und ewig wieder,
wenn die Donner dröhnen, wenn durch die Hallen
weiter Himmel die Winde jagen, die Lieder
früher Urwelt brausen, erzittern die Glieder
unserer alten Erde, und wieder wallen

alle Wasser rascher. Der Berge ragende Massen
bäumen sich höher, aus Tiefen empor gebogen . . .
Sieh, auf den laubbedeckten, von Regen nassen
Wellen der Erde blinkt es . . . von grünlichblassen
Schäumen, gleich hellem Gischt auf rollenden Wogen.

Dann im Frühlicht blühen die grünlichen Schäume
silbrig auf. In dämmernden Waldeszonen
leuchtet es weithin. Der Erde zarteste Träume
schimmern durch alle offnen, gelichteten Säume:
Zärtliche, erstgeborene Anemonen.

Willst du, Herz, den eigenen Gram vergessen?
Sieh, die weißen Blüten zittern gelinde . . .
Wieder träumt die Erde, und was sie besessen
wird sie wieder besitzen, ungemessen . . .
Sei getrost! Es wehn die verheißenden Winde.

13. FORTSETZUNG

Es scheint, dass der Ort, wo Sie sich niedergelassen, Kirchlingen, sich anschickt, Klage gegen Sie zu erheben. Der Onkel deutete es an. ‚Dein Freund Ruscht', sagte er zu mir, ‚hat sich ja nett in die Nesseln gesetzt.' Mehr nicht. Sie müssen es selbst wissen, inwiefern Sie etwas und was zu fürchten haben. Eine Prügelei kann es ja nicht sein? Ich werde heute abend noch, oder doch morgen früh telegraphieren, wenn ich irgend etwas erfahren sollte. Ich an Ihrer Stelle würde eine Reise unternehmen. Ihr E. F.»

Der Brief zitterte in Ruschts Hand. Er warf ihn auf den Tisch. Es ist also aus mit mir. Es wird nun alles seinen Weg gehen. Wenn der Greter, der staatliche Ankläger, mich in den Händen hat, lässt er nicht mehr los. Ihm wurde übel. Er wollte aufstehen und Wasser holen, aber es gelang ihm nicht, sich zu erheben, seine Glieder waren wie aus Holz.

Es lagen auf dem Tisch eine Menge weisser Blätter. Seiten aus seinem neuen, werdenden Buch. Es lag der Brief seines Verlegers da, eine Aufforderung des Intendanten des Volkstheaters, sich zu ihm begeben zu wollen. Eine neue Zukunft lag da auf dem Tisch.

Eine blinde, ungeheure Wut packte Ruscht, eine Wut-Verzweiflung gegen das heimtückische Schicksal, das den Maikäfer am Faden zog. Es spielte aus Grausamkeit! Er wollte mit der Faust auf den Haufen schlagen, doch fiel sie kraftlos nieder und blieb liegen. Er war nicht mehr Herr seiner Muskeln. Auch seiner Gedanken war er nicht Herr. Richtig zu überlegen gelang ihm nicht. Die Gedanken kreuzten sich, verwirrten sich und nichts wollte sich gestalten zu einer Tat, zu irgend etwas, das er hätte unternehmen können.

Er blieb lange so sitzen, auch ass er nichts den ganzen Tag.

Abends spät kam noch ein Telegramm: «Kunsthaus verzichtet vor Untersuchungsrichter auf Klage und Schadenersatz. Kirchlingen ist Kläger. Sofort zurückreisen, um nicht als Flüchtling zu erscheinen. In Basel abwarten, ob sich stellen geboten. Ich sende Telegramm postlagernd O. W. 22. — E. F.»

Mit schwerem Kopf ging Ruscht in seinem Zimmer hin und her und packte seine Sachen zusammen. Beinahe blind vor Aufregung suchte er nach einem passenden Zug. Er wollte sofort fahren.

Wo sollte er in Basel absteigen? Gasthäuser waren ausgeschlossen. Vielleicht waren sie schon benachrichtigt. Wem durfte er mit einem solchen Ansinnen kommen? Vielleicht Frau Susanna, sie war wohl wieder hergestellt. Ja, Frau Susanna. Ihr kann ich die Wahrheit sagen, sie kennt mich. Vor ihr hatte er sich schon einmal gedemütigt. Er suchte das nächste Postamt auf und telegraphierte. Das Telegramm lautete: «Frau Susanne Dubois, Basel. Darf ein Unglücklicher bei Ihnen Zuflucht suchen? Bin Mittwoch elf Uhr morgens bei Ihnen. Fortjagen auch dann noch möglich. Ruscht». —

*

Nini Möller hatte wenig Zeit, an Othmar zu denken. Sie hatte ihre Freundinnen eingeladen und ihnen freudig mitgeteilt, dass sie

Ein Mann ohne EHRE

Roman

von

Lisa Wenger

über kurz oder lang nach Berlin übersiedeln würden. Sie freue sich auf die grosse Stadt.

Man widersprach. Die ungeheuren Entfernungen verbitterten einem ja das Leben und verschlängen eine Menge Zeit. Die Vorteile seien nicht so gross, fand man, denn in ein Theater gehe der Berliner nicht so oft, weil sie teuer seien. Konzerte gebe es in Zürich herrliche und gut zu erreichende. Gäste kämen aus allen Ländern. Ein Kabarett hätte man auch, und was für eines. Ein Varieté mit Artisten erster Klasse, Bibliothek, Universität mit Professoren, die einem von den Großstädten weggeholt würden. Museen, alles habe man. Und ob achtzig Kaffeehäuser zur Verfügung stünden oder nur zwanzig oder zehn, mache keinen erheblichen Unterschied. Von der herrlichen Natur hier und dem Sandboden dort gar nicht zu sprechen. Und der berühmte Kleinstadtklatsch gedeihe auch in grossen Städten. Allerdings falle es leichter, Seitensprünge ohne Aufsehen zu machen.

Uebrigens sei Gœthe zum Beispiel von Frankfurt nach Weimar übergesiedelt, und sie hätten nie gehört, dass er in Berlin gewesen sei, wohl aber in Zürich.

Nini erklärte, dass das alles keine Gründe seien, und das sei ganz sicher, dass ihr Mann in Berlin Grösseres zu erreichen vermöge als hier.

«Ich meine», sagte eine der Damen, «dass es ihm nicht schlecht ergangen ist hier?»

Die Debatte wurde weiter fortgesetzt und beinahe wäre ein Streit daraus entstanden. Man einigte sich dahin, dass beide Vorteile böten, die sehr grosse und die kleinere Stadt, und beide ihre Nachteile. Man hätte sich eben überall anzupassen, und nur Querköpfen gelänge das nicht. Aber zu gross sei, wie allzuviel, in jedem Falle ungesund. Damit gab sich die Teegesellschaft zufrieden.

Als die Damen sich verabschiedet hatten, ging Nini Möller an ihren Kleiderschrank, um nachzusehen, ob und was sie sich für Berlin noch anzuschaffen habe. Darauf schrieb sie an Othmar. Ihre Briefe las ihr Mann nie zum zweiten Male.

Als sie den Knaben erzählte, dass sie nun bald nach Berlin übersiedeln würden, fragten beide wie aus einem Munde: «Ist dort auch ein See?»

*

Die Krankenschwester Ursula, die Frau Susanna Dubois, die schon wochenlang nur kurze Zeit aufstehen durfte, und zwar immer weniger lang, betreute, wurde herausgerufen. Das Mädchen übergab ihr ein Telegramm, das an die Kranke gerichtet war, von der alles ferngehalten werden musste, was ihrem Herzen hätte schaden können. Briefe und selbstverständlich Telegramme wurden daher Frau Seiler überbracht, Frau Beatrix Seiler, die seit zwei Jahren im Gut nebenan wohnte. Man brachte ihr das eben Gekommene.

Sie las den Notschrei Ruschts. Sie wusste nicht, dass er in Berlin war. Morgen um elf Uhr bin ich bei Ihnen! las sie erstaunt. Und: Ein Unglücklicher? Mein Gott, was mochte diesem Menschen geschehen sein? Als Seiler nach Hause kam, übergab sie ihm das Telegramm.

Das deute auf Schlimmes, meinte er. Auf alle Fälle dürfe Mutter nichts davon gesagt werden.

«Ja, aber Robert, was machen wir nun? Was bedeutet nur das alles?»

«Ich werde ihn am Bahnhof abfangen und bringe ihn hierher.» Er nahm den Fahrplan. «Zehn Uhr fünfundvierzig kommt ein Zug aus Berlin hier an, den wird er genommen haben.» Beatrix schüttelte den Kopf.

«Eigentlich ist das ein schreckliches Papier. Zum Fortjagen ist immer noch Zeit! Oder wie hiess es? Was mag das nur bedeuten? Man wird ängstlich.»

«Du wirst es ja erfahren, Liebes», tröstete sie Doktor Seiler. «Harmlos klingt es nicht, das ist richtig.» —

Auf dem Bahnhof stand Seiler und ging dem brausend heranfahrenden Zug entgegen. Er hielt Umschau nach Othmar Ruscht, sah aber niemand, der ihm ähnlich gesehen hätte. Es kam aber ein Mann mit einem Köfferchen daher, und Seiler stutzte einen Augenblick, auch der Reisende stand still.

«Ruscht», rief Seiler. «Ich habe Sie gar nicht wiedererkannt, was ist denn mit Ihnen geschehen?» Er schüttelte ihm die Hand. «Sind Sie krank?»

«Krank auch. Wie geht es Ihrer Frau? Wie der Frau Susanna?»

«Meine Frau ist ..., Frau Dubois geht es gar nicht gut. Das Herz. Seit Wochen liegt sie im Bett.»

Othmar starrte ihn an. «Auch das noch.»

Robert Seiler nahm ihm das Köfferchen aus der Hand.

«Sie sehen wirklich nicht gut aus. Wo fehlt's denn?»

«Ich werde Ihnen später Auskunft geben.» Sie gingen langsam die Bahnhofhallen entlang. Beim Burckhardt-Brunnen stand das Auto, und sie stiegen ein.

«Sie sind unser Gast. Frau Susanna sehen Sie besser nicht. Besuche schaden ihr. Wir freuen uns, Sie zu beherbergen.»

«Sie freuen sich? Freuen Sie sich lieber nicht», sagte Ruscht mit einer Stimme, die ungewöhnlich klang. Die beiden Männer schwiegen. Sie fuhren durch das Klein-Basel und über die Rheinbrücke. Das herrliche Städtebild wieder zu sehen, erschütterte Ruscht. Wie oft war er dem Rhein entlang gegangen und hatte zum Rauschen des Flusses seiner armen Liebe gelauscht und der schwachen Hoffnung, die ihn damals noch nicht verlassen hatte.

Er dachte daran, wie er sich vorgestellt hatte, dass er einmal in dem hochgelegenen roten Münster mit seiner Braut Beatrix am Altar stehen würde, sie im zarten, weissen Schleier und er rein gewaschen von aller Schuld und allem Irrtum, durch seine grosse Liebe. Und wie er ihr das goldne Ringlein an den Finger stecken würde. Er stöhnte.

«Fehlt Ihnen etwas?» fragte Seiler. Nun lachte Ruscht.

«Es gibt ein Schweizer Liedchen, das gibt Ihnen Antwort: Was mir fehlt? Es fählt mer alles ... Ja, Doktor Seiler, mir hat immer alles gefehlt, die Hauptsache gefehlt. Hätte ich es erlangt, das Fehlende, ich hätte nun die Fahrt mit Ihnen nicht machen müssen.» Es blieb still im Wagen.

Sie fuhren die Freiestrasse hinauf, durch die Elisabethenstrasse über das Viadukt, und kamen an der Kirche vorbei mit dem grünen Mantel aus unechtem Efeu.

Noch ein paar Minuten, und er würde Beatrix nach langer Zeit wiedersehen. Vielleicht ein paar kurze Stunden, und er musste zu der immer Geliebten, der Hochstehenden, von seiner Schande sprechen. Welche andere Macht gibt es, dachte er, die wie die Liebe einen Menschen retten oder vernichten kann?

Sie fuhren der Mauer entlang, sie kamen an der Lorbeerlaube vorbei. Er sah Beatrix den Pfirsich hinaufwerfen nach dem Fenster des Nachbarn. Nun betrat er, beladen und unwürdig, das Haus dessen, den sie liebte und den er so bitter beneidet und gehasst.

Sie wartete oben an der Treppe und begrüsste Othmar Ruscht warm und herzlich, als alten Freund.

Beinahe hätte sie ihn nicht erkannt! Sie reichte ihm die Hand, sie führte ihn hinauf in das Gastzimmer, sie fragte nach Frau und Kindern.

Beim Mittagessen vermochte Ruscht weder zu essen noch zu trinken. Beatrix sah ihn forschend an. Ihr Plaudern hatte die Stimmung nicht viel zu heben vermocht. Lange Pausen zwischen Fragen und Antworten stellten sich ein. Sie waren alle drei bedrückt. Mein Gott, was mag es nur sein, was den Mann so herunter brachte? Er ist ja krank oder wird es. Nach dem schwarzen Kaffee begann Ruscht zu sprechen. «So geht es nicht», sagte er. «Ich muss reden können. Sie müssen es erfahren, wer da an Ihrem Tisch sitzt, und warum ich da bin, und was das Telegramm bedeutet. Wo kann ich mit Ihnen reden, ohne gestört zu werden?»

«Gehen wir in die Lorbeerlaube», sagte Seiler. «Dort ist es nicht so heiss und nicht so hell wie im Garten, und es hört uns kein Mensch.»

Kein Mensch? dachte Othmar. «O doch, gut kann man dort hören, was gesprochen wird, und noch besser hört man, wenn es nach Lachen und zärtlichen Reden still bleibt in der Laube», sagte er leise wie träumend. Als sei es gestern gewesen, dass er da unten gestanden, empfand er die Erinnerung.

«Ich verstehe Sie nicht, Herr Ruscht», sagte Robert Seiler, und dachte bei sich, ob

der Mann noch recht bei Trost sei. Er macht ja den Eindruck eines Irren.

Ruscht begann zu reden. Es war nicht zusammenhängend, was er sagte, und Gram und Schande erstickten ihn beinahe. Seine Zuhörer fassten kaum, was er da vorbrachte, konnten es nicht glauben, schwankten zwischen Mitleid und Entsetzen in erschüttertem Staunen, als hörten sie ein böses Märchen erzählen.

«Und nun warte ich auf ein zweites Telegramm von Erich Frohmann. Haben die Männer von Kirchlingen die Klage eingereicht, so fahre ich nach Zürich und stelle mich der ... der Polizei. Wenn nicht, fahre ich sofort zurück nach Berlin. Ich muss auf die Post. Ich muss das Telegramm holen, Postfach O.W. 22. Ich warte auf mein Urteil.»

Seine Zuhörer schwiegen.

«Ich werde Sie fahren», sagte endlich Seiler. Er wusste nicht, was er sonst hätte sagen sollen.

«Wollen Sie sich nicht ein paar Stunden schlafen legen?» fragte die verwirrte Beatrix.

Ihre Stimme klingt nicht nach Verachtung, dachte Ruscht.

«Ja», sagte er. «Das wäre gut. Ich schlief nicht die letzte Nacht. Ich muss auch versuchen, die Stunden bis zum Abend hinzubringen. Vorher kann das Telegramm nicht da sein.» Er erhob sich, und Beatrix führte ihn wieder hinauf in das nach Sommer und nach Heu duftende Zimmer. Auf dem Tisch standen Rosen.

«Haben Sie die Rosen hingestellt?» fragte der Mann.

«Ja», sagte Beatrix.

«Wollen Sie sie nicht wieder wegnehmen?» fragte Ruscht. Sie verstand, was er meinte. «Nein, das will ich nicht.» Er drehte sich um und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Sie ging hinaus. In der Laube wartete ihr Mann auf sie.

«Bé, das ist ein furchtbares Erlebnis. Stelle es dir doch vor: Der Mann muss in das Gefängnis. Die haben ja längst endgültig eingereicht, das ist nur Maske, wenn der Maler es anders berichtet. Um Ruscht zu schonen so lange es möglich ist. Herrgott, der arme Kerl. Aber weisst du, begreifen kann ich es trotzdem nicht.»

«O Robert, ich möchte nicht mehr leben, wenn ich ihn wäre.»

«Es stirbt sich nicht so leicht. Aber Liebes, ich muss fort.»

«Ach, bleib doch, mir ist so schwer zumute.» Er überlegte einen Augenblick.

«Es ist wirklich besser, dass ich bleibe», sagte er. «Wer weiss, was diesem verzweifelten Menschen alles einfällt. Ich will dich auch nicht mit ihm allein lassen.»

«Robert, das ist nun das Ende. Wenn ich daran denke, wie Jean-Jacques an ihm hing, ihn vergötterte, und wie des Othmars Freunde ihn umschwärmten, und wie gleichsam ein Zauber von ihm ausging ...»

«Bin nur froh, Bé, dass du ihm nicht verfallen bist», sagte Seiler.

«Ach, Robert, warum ist alles so verkehrt in der Welt?» — «Wieso ?»

«Ach, ich weiss nicht. Eben so anders als es sein sollte. Jetzt wieder dieser Othmar. Er hat alles, was ein Mensch an wertvollen Gütern, Gaben besitzen kann, und geht hin und wird ... und nun, Robert ...» Sie weinte und er tröstete sie.

«Hörst du, wie er in seinem Zimmer herumrennt», sagte Beatrix ängstlich. «Als spuke es da oben. Schauderhaft, so auf sein Urteil warten zu müssen. Ich kann es alles gar nicht richtig glauben.»

«Ich will den Menschen herunterholen, er wird ja sonst verrückt. Wir fahren aus, meine Arbeit tue ich morgen.» Er ging hinauf, um Ruscht zu einer Spazierfahrt einzuladen. Aber er wollte sich hinlegen und zu schlafen versuchen.

«Wenn er aufwacht», sagte Robert zu Bé, «werde ich Wein heraufholen. Man muss dem Menschen das Warten ertragen helfen. Herrgott, welche Lage! Auf das Zuchthaus warten müssen! Lieber tot.»

«Siehst du», sagte Bé, «nun sagst du das auch.»

Ruscht schlief bis fünf Uhr, dann hörte man das trostlose Hin und Her seiner Schritte. Beatrix hielt es nicht aus, und Robert brachte den Mann herunter.

«So, und nun hole ich Wein, und wir versuchen, das Morgen zu vergessen.»

Beatrix setzte sich neben Ruscht und nahm seine Hand. Er riss sie beinahe weg.

«Nein, Beatrix, kein Mitleiden. O Gott, Bé, warum muss ich so enden? Warum haben Sie mir nicht helfen können, warum nicht?» Sie schwieg.

«Vielleicht hätte Mutter Ihnen helfen können, wenn Sie gekommen wären», sagte sie endlich. «Zur rechten Zeit meine ich.» Darauf schwiegen sie wieder beide, bis Seiler kam mit seinem Champagner.

Ruscht trank gierig und hoffte, die Angst vor dem, was kommen musste und ihn alle Augenblicke überfiel, zu verjagen. Langsam bewegten sich die Zeiger der grossen, merkwürdigen Wanduhr und des kleinen silbernen, handgrossen Uehrchens und kündeten die Stunden an. Die eine mit sonorem, tiefem, mahnendem Klang, die andere mit hellem, hohem, ein wenig übermütigem Klingen. Es war oft so still im Zimmer, dass man den ernsten Pendel der einen und den eilenden der andern ticken hörte.

Die beiden halfen dazu, die Stimmung grausam drückend zu machen. Schwer lastete jede Minute auf den drei Menschen, die aus Bangen und Mitleid die Worte nicht fanden. Beatrix holte die Kinder, den prachtvoll klug aussehenden Jungen und das zierliche Mädchen, blond und grauäugig wie die Mutter. Sie begrüssten den Fremden, und das ältere Mädchen bot die Hand. Der Junge hielt die seine auf dem Rücken geborgen.

«Er hat recht», sagte Ruscht düster. «Schon einmal hat ein Kind zu mir gesagt: geh weg, Mann ...»

«Grüsse den Herrn», befahl streng Doktor Seiler, und zögernd und die Hand rasch wieder zurückziehend, streckte der Kleine sein Aermchen aus.

«Er ist scheu», sagte die Mutter entschuldigend.

«O nein, er weiss, warum er meine Hand verstösst.»

Ruscht konnte vor Erregung kaum sprechen. Seine heisere Stimme versagte jeden Augenblick. Die Kinder blieben stumm. Sie fühlten die Trostlosigkeit der Lage. Ihnen war unbehaglich zumute. Bé schickte sie wieder hinaus, und man hörte sie bald lachen und toben.

(Fortsetzung folgt)

Die bunte Seite

Ein Frauenparadies

In jenem Teil Nordindiens, der an Tibet grenzt und Ladokh genannt wird, besteht ein wahres Frauenparadies. Die Frauen haben dort absolute und unumschränkte Herrscherrechte und, was besonders wesentlich ist, jede Frau in Ladokh hat drei bis fünf Männer, die den Haushalt zu versorgen und durch Arbeit für den Lebensunterhalt der Familie aufzukommen haben. Arbeitet ein Mann zu wenig, macht er irgendwelche Geschichten oder ist die Frau seiner aus sonst einem Grund überdrüssig, so steckt sie ihn in ein Kloster, wo er den Rest seines Lebens in einsamer Abgeschlossenheit frauenlos vertrauern muss. *

Lange Reise eines Briefes

Einem Einwohner der Stadt Lille wurde kürzlich ein Brief zugestellt, der am 18. November 1918 in Dschibuti, der Hauptstadt von Französisch-Somaliland, aufgegeben worden war. In diesem Brief kündigt der Absender, nämlich der Neffe des Empfängers, seine baldige Heimkehr aus der Garnison von Dschibuti an, wo er während des ersten Weltkrieges stationiert war. Die Umwege und Aufenthalte dieser Postsendung scheinen recht abenteuerlich und abwechslungsreich gewesen zu sein. Eine genaue Nachforschung soll eingeleitet werden. Tatsache ist jedenfalls, dass der ankommende Brief den Onkel und den Neffen noch in bester Gesundheit erreicht hat. —issp

Das ist der 22 Monate alte Gary Trent aus Freelandville (Indiana), der blind auf die Welt kam. Schon mit 14 Monaten soll sich gezeigt haben, dass der Kleine über ein hoch entwickeltes musikalisches Talent verfügt. Versuche, die seither regelmässig unternommen werden, sollen in allen Teilen frappante Ergebnisse zur Folge haben

Die europäischen Frauen — und allen voran die Italienerinnen — scheinen einen unwiderstehbaren Reiz auf die überseeischen Soldaten auszuüben. Dass sogar hohe und höchste Offiziere vor Liebe nicht gefeit sind und sich an der «Verbrüderung» fröhlich mitbeteiligen, hat Admiral Stone, der amerikanische Chef der alliierten Kontrollkommission in Italien, bewiesen. Der eingefleischte Junggeselle hat sich nämlich dieser Tage mit der jungen «Baroness Renata Arborio di Sant Elia verheiratet.

Kann ein Geköpfter noch denken?

Um auf diese immer wieder interessante Frage eine Antwort zu finden, liess sich der belgische Maler Wiertz, der Stifter des Wiertz-Museums in Brüssel, einmal zehn Minuten lang vor einer Hinrichtung in unmittelbarer Nähe des Schaffotts in hypnotischen Schlaf versetzen, um sich mit dem Delinquenten durch Suggestion in Verbindung zu setzen.

Zunächst empfand er eine dunkle, unendliche Bedrückung und zuckte zusammen, als der tödliche Streich fiel, der ihm wie ein Blitz mit darauffolgendem Donner erschien. Auf Befragen des Experimentierenden sagte er, dass der gefallene Kopf noch denke und fühle, und dass er die Umstehenden noch sehe und entsetzliche Qualen leide. Nach seiner Aussage trat erst nach drei Minuten der Tod ein.

Der Maler Wiertz verfiel nach diesem Experiment in eine sehr gefährliche Krankheit. Nach seiner Genesung malte er ein Bild: «Gedanken und Visionen eines vom Rumpfe getrennten Hauptes», das noch heute im Brüsseler Wiertz-Museum zu sehen ist und das ein riesiges Labyrinth zuckender und blutender Menschenleiber darstellt.

Emile Lowaleye veröffentlichte eine Biographie des 1865 verstorbenen Meisters und gab darin den stenographischen Wortlaut der bei diesem Experiment gestellten Fragen samt den dazugehörigen Antworten wider. —r.

Ein Bauer spricht 12 Sprachen

Der 41 Jahre alte schwedische Kleinbauer Henning Johansson von Hjortsberga in der Provinz Smaland scheint ein wahres Sprachgenie zu sein, denn er spricht 12 Sprachen. Als er mit der Volksschule fertig war, konnte er kein Wort einer anderen als seiner Muttersprache. Mit 16 Jahren fing er mit Hilfe von Büchern und Fernkursen in seiner knappen Freizeit aus Liebhaberei Sprachstudien an, ohne weitere persönliche Hilfe als der eines interessierten Pfarrers und eines jungen französischen Feriengastes. Heute spricht Johansson, der seinen kleinen Bauernbetrieb als Junggesell allein führt und seine Buchhaltung originellerweise auf lateinisch führt, englisch, deutsch, französisch, spanisch, italienisch, polnisch, russisch und finnisch, dazu noch griechisch, lateinisch und hebräisch. (:)

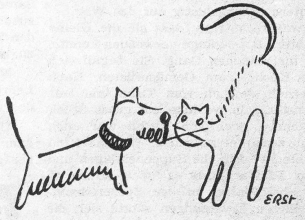
Bim Chlapperläubli umenand

Usnahmswys isch dr Miggu Lanz nid mit dem Köbu Mettler uf d Walz. Es gits es halt öppe, dass me muess «Familie schinte» — en Usdruck, wo die junge Lüt gärn bruche, we sie mit Vatter u Mueter a mene Sundig müesse ga spaziere. Itäm, dr Miggu het Familie gschunte.

Si Tochter, wo z Gänf inne gschaffet het, isch über Oschtere hei cho. Als währschafti Bärneri het sie dem Mannevolch nid grad viel drna gfragt, u drum het sie sech e Hund kouft gha. U was für eine! En irische Setter, eis vo dene guldig-brune, läbhafte Tierli, wo eim mit ihrer Ähänglechkeit u ihrem Uebermuet scho cheu Freud mache. Derby isch dä Hund — wenn er scho ne reinrassige Setter gsy isch — einewäg e Paschter gsy: d Mueter e Französi u dr Vatter eine vo Görings Jagdhüng! E Paschter «par excellence» — wie die alte Bärner wurdi säge. U prezis wie we me der «Paschterei» hätt welle d Chronen ufsetze, het dä Hund en änglische Name gha. Er het nämlech «Dakkie» gheisse.

Mit däm Täggu isch der Miggu am Oschtermändig ga spaziere.

Herrjeses, isch das e Metti gsi.

Me muess natürlech nid gäg der üsseren Aengi use bummle, we me ne Hund bi sech het u a siner Spargimänter no nid rächt gwahnet isch. Jede Boum isch en Attraktion für so nes Tier, u jedes Auto würkt wie ne Schreckschuss uf en es Vychli, wo i de Närve derewäg empfindlech isch. U Böum u Auto het s am Oschtermändig uf dr Schtrecki Bierhübeli/üsseri Aengi für u gnue gha. Vo wäge de Böum laht sech nid emal viel säge. Die schtöh jahrus, jahry dört. Weder d Auto! Vo dene Schtink- u Ratterbänne i allne Farben u Forme, vo jeder Pryslag u Fabriggmargge het s gottlob z Bärn numen am Oschtermändig fasch z viel. Vo wäge dem Köpp-Feinel. Aber däm Schwyzer-Cup-Final hei weder dr Miggu no dr Täggi viel drna gfragt. Sie si nid vo dene gsi, wo uf em Neufäld zuegluegt hei, wie 22 jungi u jüngeri Mannen are Schuttballe nachesprunge si — u wie 28 000 Zueschouer ta hei prezis wie dr lötig Tüüfel. Die alte Römer hei ja scho gseit: «De gustibus non disputandum est». U das schtimmt o hüt no. Drum isch dr Miggu uf em Wäg i die üsseri Aengi scho i dr «Innere» zuechen u het es Apperitiffli gnähmiget. Ds Resultat drvo isch gsi, dass nid nume d Frou Lanz gfuuschtet het, wil ihre Ma zspät zum Mittagässen agrückt isch — nei, o d Fröilein Lanz het wäger scho Chummer gha dr Täggi chönnti näbe si «Chalberknoche garni» cho.

Dr Miggu het sech weder vo dr eltere no vo dr jüngere Generation la i ds Bockhorn jage. Ar isch eifach a Tisch ghocket u het i aller Gmüetsruh Fleischchrügeli a nere wysse Sauce u ne zünftigi Portion Härdöpfelschtock verdrückt, drwyle dr Täggi am Chalberchnoche dasume kätschet het. Chäderi.